

„Il y a un homme coupé en deux par la fenêtre“
André Breton

Draussen drängt die Natur heran. Blättergewirr, Lichtkringel, ein undurchschaubares Schattengeflecht.

Dinnen herrscht ein Zwielflicht, das die Grenzen des Raums auflöst. Eine Kammer, ein Haus, ein gebauter Ort? Das Fenster deutet einen geschlossenen Raum an, das reicht. Der Blick fällt von einem eigentümlich hohen Standort aus nach draussen. Schwebt der Mensch oder träumt er? Er hat die Augen geschlossen, sein Blick ist auf das Aussen in seinem Innen gekehrt. Er erinnert sich.

Am Anfang ist die Flut. Das Wasser füllt die Ebenen, lässt ihn auf Hügeln Schutz suchen. Als es abfließt, bedeckt Schlamm die dem Gehölz abgerungenen Flächen. Er ahnt ihn noch tief zu seinen Füßen, sieht die Risse, die als riesige Krakel seine Oberfläche brechen. Erst verharret er in stummer Klage, dann entdeckt er die Fruchtbarkeit des Schluffs und erfährt die Heimsuchung als Gabe. Er beginnt das Wasser zu beobachten.

Aus wiederkehrenden Ereignissen schält er einen Rhythmus von Kommen und Gehen. Wie kann er diese Zeitspannen festmachen, sie in seinem Erleben von Tag und Nacht, von Sommer und Winter verorten?

Er hält sich an einen Kreislauf, der ihm als unveränderliche Grösse vor Augen steht. Die Bewegungen des Mondes, der Gestirne. Er richtet einen Stein auf, formt ihn zur Stele. Er lernt, die beobachteten Kreisläufe

zu unterscheiden, Vollmond, Halbmond, Viertelmond. Die rohe Stele wird zum geglätteten Obelisk. Der Mond zum Metronom der Flut. Jetzt, wo er sich daran erinnert, schwebt auch der Obelisk im Raum, drängt mit der Spitze zum ungesehenen Himmel.

Der Mensch tastet sich weiter. Die fruchtbare Erde sichert ihm mehr als das Überleben. Die Gruppe wird grösser. Es entstehen Begehrlichkeiten, Ränke, Zwiste. Der Mensch lernt zu teilen. Um Gleiches zu Gleichem zu gesellen, erfindet er Masse, die allen die gleiche Bezugsgrösse schaffen. Er beginnt die Landschaft zu vermessen. Der Obelisk wird Nullpunkt, Nabel der gebauten Landschaft. Er legt seine Massbänder quer zu seinem schmalen Schatten, erhält ein Achsenkreuz und damit den Cartesianisch gedachten Raum. Dieses Achsenkreuz füllt nun auch den Raum unter ihm.

Was hat das Reisig in diesem Konstrukt zu schaffen? Der Mensch lächelt erwachend. Er hat erfahren, dass Menschenwerk erst zu seiner Erfüllung findet, wenn sich Leben in ihm regt. Dieses Leben kann er nicht messen, nicht von einem Punkt aus beobachten. Das Leben ist nie gerade. Das Reisig mit seinem Winden, Umschlingen, Verdrehen ist ihm Sinnbild des Lebens. Und ein Ansporn: Über alle Verknotungen hinaus strebt es dem Licht, dem Draussen entgegen.

Der Mensch hat zur Weisheit gefunden. Jetzt hat er Zeit, in seinem Traum ein Abbild seines Werdens zu erkennen.

Josef Sudek zum 80. Jahr, Prag, 1976
Silbergelatineabzug, 40 x 40 cm

